

Faktales und fiktionales Erzählen

Schriftenreihe des Graduiertenkollegs 1767

Band 4

Johannes Franzen, Patrick Galke-Janzen,
Frauke Janzen und Marc Wurich (Hrsg.)

Geschichte der Fiktionalität

Diachrone Perspektiven auf ein kulturelles Konzept

*Fictio, die Annehmung des Falschen, statt des Wah-
ren, auf Eintrathen der Billigkeit: arg. L. si ita p. de
oper. libertor. differt von der Praesumption, indem
Fictio der Wahrheit gänzlich zuwider, die Praesump-
tio aber sich auf die Wahrheit gründet, wider ein
Fictio wird kein Beweis unternommen, weil die
wider die Wahrheit nichts helfen würde, maffer
Fictio allererst die Wahrheit erdichten muß, und
was ungewisses und falsches die Wahrheit er-
werden muß, da hingegen bey einer gewissen
hafften Sache die Wahrheit vermuthet
s. d. d. prob. & praef.
siehe Fictio positiv*

Geschichte der Fiktionalität

Herausgegeben von

Johannes Franzen,
Patrick Galke-Janzen,
Frauke Janzen,
Marc Wurich

FAKTUALES UND FIKTIONALES ERZÄHLEN

Schriftenreihe des Graduiertenkollegs 1767

Herausgegeben von
Monika Fludernik

Band 4

ERGON VERLAG

Geschichte der Fiktionalität

Diachrone Perspektiven auf ein kulturelles Konzept

Herausgegeben von

Johannes Franzen,
Patrick Galke-Janzen,
Frauke Janzen,
Marc Wurich

ERGON VERLAG

Umschlagabbildung:
Johann Heinrich Zedler:
Großes Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste,
1731–1754

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ergon – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
Satz: Matthias Wies
Umschlaggestaltung: Jan von Hugo

www.ergon-verlag.de

ISSN 2365-8851
ISBN 978-3-95650-426-6 (Print)
ISBN 978-3-95650-427-3 (ePDF)

Inhaltsverzeichnis

<i>Johannes Franzen/Patrick Galke-Janzen/Frauke Janzen/Marc Wurich</i> Geschichte der Fiktionalität. Zur Einleitung	7
<i>Benjamin Gittel</i> Fiktion und Genre. Systematische Überlegungen zu ihrem Verhältnis als Beitrag zur Historisierung und ‚Kulturalisierung‘ von Fiktionalität	19
<i>Wolfgang Rösler</i> Die Erfahrung dramatischer Dichtung und die Ausarbeitung eines Konzepts von Fiktionalität im antiken Griechenland.....	51
<i>Henrike Manuwald</i> Der Drache als Herausforderung für Fiktionalitätstheorien. Mediävistische Überlegungen zur Historisierung von ‚Faktualität‘	65
<i>Sebastian Kleinschmidt/Verena Spohn</i> Was ein Rahmen möglich macht. Die mittelalterliche Vision als ‚Spielraum‘ des Fiktionalen	89
<i>Isabel Toral-Niehoff</i> Erzählen im arabischen <i>adab</i> . Zwischen Fiktionalität und Faktualität	117
<i>Roman Kubn</i> „A just (Hi-)Story of Fact“. Peritextuelle Fiktionsmarkierungen im Zeitalter des „Rise of the Novel“	133
<i>Christopher Meid</i> Roman und Historie. Zur Wertung von Fiktionalität in der Romantheorie der Aufklärung.....	151
<i>Frank Zipfel</i> Madame de Staëls <i>Essai sur les fictions</i> vor dem Hintergrund damaliger und heutiger Fiktionstheorien.....	177
<i>Mathis Lessau</i> Wilhelm Dilthey und das Paradoxon der Fiktion	209

Marc Wurich

Mögliche Halbwelten. Heteroreferentialität und Diskurshybridisierung
in naturalistischen Milieudarstellungen..... 227

Françoise Lavocat

Kontrafaktische Narrative in Geschichte und Fiktion..... 253

Johannes Franzen

Fiktionskritik. Überlegungen zur ‚Unwahrheit‘
des literarischen Erfindens..... 269

Personenregister 285

Geschichte der Fiktionalität.

Zur Einleitung

Johannes Franzen, Patrick Galke-Janzen, Frauke Janzen, Marc Wurich

In seinem einflussreichen Aufsatz „Zur historischen Genese der Scheidung von Fiktion und Realität“ diagnostiziert Hans Robert Jauss die fundamentale Historizität des Fiktionalitätskonzepts:

Sowohl in der antiken wie dann auch wieder bei der Neubildung der mittelalterlichen Literatur ist die uns so selbstverständliche Scheidung von Fiktion und Realität nicht von Anbeginn gegeben, sondern erst vergleichsweise spät bezeugt. Die Nichtunterscheidung von Fiktion und Realität ist vielmehr auf den älteren Literaturstufen geradezu ein Aspekt ihrer für uns befremdlichen Alterität. Zeitpunkt, Anlaß, gesellschaftliche und psychologische Bedingungen der Genese des Fiktionsbegriffs, der unser Verständnis von fiktionaler Dichtung trägt, sind mit Worten noch wenig erforscht.¹

Jauss entwirft hier die Vorstellung einer evolutionären Geschichte der Fiktion, verstanden als die Technik der literarischen Erfindung: Demnach muss die Literaturgeschichte das Konzept ‚Fiktionalität‘ und damit verbundene Produktions- und Rezeptionspraktiken erst hervorbringen, als Telos eines Fortschrittsnarrativs, das dann im autonomistischen Fiktionsverständnis der Moderne seine Erfüllung findet. So verstanden, zeigt sich die Geschichtlichkeit der Fiktionalität also vor allem darin, dass ‚ältere Literaturstufen‘ die Trennung von Fiktion und Realität ‚noch nicht‘ entwickelt haben, dazu aber potentiell in der Lage sind – Fiktionalität erscheint als etwas, das in einem historischen Prozess erst ‚erfunden‘ werden muss. Diese Entwicklungsgeschichte ist in der bisherigen Forschung recht weit verbreitet, was sich schon an den Titeln einiger Studien zur Historizität des Konzeptes zeigt: Postuliert werden die ‚Geburt‘, die ‚Entdeckung‘ oder der ‚Aufstieg‘ des Modus in einem bestimmten Moment der Literaturgeschichte.²

Allerdings ist bereits die Frage danach, wann dieser Moment stattgefunden haben soll, stark umstritten und Gegenstand fortwährender und interdisziplinärer Diskussionen. So geht etwa Wolfgang Rösler davon aus, dass Fiktionalität eine

¹ Hans Robert Jauss (1983) „Zur historischen Genese der Scheidung von Fiktion und Realität“. *Funktionen des Fiktiven*. Hgg. Dieter Henrich/Wolfgang Iser. München: Fink. S. 423–431, hier S. 423.

² So fragen Wolfgang Rösler und Walter Haug jeweils nach der ‚Entdeckung‘ der Fiktionalität, bei Finkelberg 2000 ist von ‚Geburt‘ („birth“), bei Gallagher 2006 von ‚Aufstieg‘ („rise“) die Rede. Vgl. Wolfgang Rösler (1980) „Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike“. *Poetica* 12. S. 283–319; Walter Haug (2003) *Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Tübingen: Niemeyer. S. 128–144; Margalit Finkelberg (1998) *The Birth of Literary Fiction in Ancient Greece*. Oxford: Clarendon Press; Catherine Gallagher (2006) „The Rise of Fictionality“. *The Novel*. Vol 1. Hg. Franco Moretti. Princeton/Oxford: Princeton Univ. Press. S. 336–363.

Entdeckung der Antike gewesen sei, wohingegen Walter Haug diese Innovation für das 12. Jahrhundert reklamiert.³ Dem widerspricht wiederum die wirkungsreiche These, das moderne Fiktionalitätskonzept habe sich erst im 18. Jahrhundert vollständig entfalten können, entweder parallel zur Entwicklung des modernen Autonomiekonzepts⁴ oder in Verbindung mit dem beginnenden Siegeszug des modernen, insbesondere des englischsprachigen Romans.⁵ Catherine Gallagher vermerkt dazu: „[...] the nature of fictionality changed so dramatically in these mideighteen-century British narratives that they do constitute a new form.“⁶ Die Gründe für eine solche umfassende Wende in der literarischen Praxis werden dann meistens in medialen, kulturellen oder epistemischen Umbrüchen gesucht.

Die Diskussionen beschränken sich allerdings nicht auf die Frage nach der Datierung und den Gründen dieser Wende; vielmehr wird gegen die Vorstellung, Fiktionalität sei als Konzept historisch zu relativieren, auch generell Einspruch erhoben: Es erscheint durchaus zweifelhaft, ob es sich bei Fiktionalität tatsächlich um einen Modus handelt, der zu einem bestimmten Zeitpunkt als kognitive Fähigkeit oder konzeptuelles Wissen ‚entwickelt‘ werden musste, ob es also überhaupt einen Moment der Emergenz gegeben hat. Dies würde auch die Frage nach der Ausbildung eines Fiktionsbewusstseins nach sich ziehen: Stand die kognitive Möglichkeit des literarischen Erfindens und einer entsprechenden Rezeptionskompetenz allen historischen Gesellschaften zur Verfügung oder musste sie sich in einem evolutionären Prozess erst etablieren?

In seiner Studie *Before Fiction* argumentiert Nicholas Paige vehement gegen die Vorstellung, der Mangel an autonom erfundenen Figuren in der vormodernen Literatur sei daraus zu erklären, dass diese Kulturen ‚konzeptuell unterbelichtet‘ („conceptually short-changed“) waren.⁷ Griechen und Römer etwa seien durchaus in der Lage gewesen, sich vollkommen erfundene Figuren vorzustellen, allerdings habe diese Form der Erfindung eben nicht den Konventionen entsprochen, welche die Angemessenheit literarischer Praktiken reglementierten:

If the Aristotelian critical tradition did not sanction the use of invented heroes, this was not because they didn't have the right ‚mental equipment‘, but – much less dramatically – because they reasoned that heroes should be taken from history.⁸

³ Vgl. Rösler (1980), Haug (2003) und Jauss (1983).

⁴ Vgl. Hans-Edwin Friedrich (2009) „Fiktionalität im 18. Jahrhundert. Zur historischen Transformation eines literaturtheoretischen Konzepts“. *Grenzen der Literatur. Zum Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hgg. Simone Winko/Fotis Jannidis/Gerhard Lauer. Berlin/New York: de Gruyter. S. 338–373.

⁵ Vgl. Ian Watt (1957) *The Rise of the Novel. Studies in Defoe, Richardson and Fielding*. London: Chatto & Windus; Lennard J. Davis (1983) *Factual Fictions. The Origins of the English Novel*. New York: Columbia Univ. Press.

⁶ Gallagher (2006). S. 336.

⁷ Nicholas Paige (2011) *Before Fiction. The Ancien Régime of the Novel*. Philadelphia: University of Philadelphia Press. S. 27.

⁸ Ebd.

Paige empfiehlt, die Geschichte der Fiktionalität als Geschichte sich verändernder Praktiken zu schreiben und nicht im Sinne dramatischer kognitiver Umbrüche.⁹ Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass die Art der Verwendung von literarischer Erfindung historisch stark variiert. Es mag sich um eine Kulturtechnik handeln, die Menschen in allen Zeiten zur Verfügung stand, der allerdings ein je unterschiedlicher Wert beigemessen wurde, was Quantität und Qualität der Praktik beeinflussen musste. In Antike und Mittelalter werden literarische Erfindungen anders zum Einsatz gebracht als in der Moderne, im europäischen Abendland anders als etwa im arabischen Kulturraum. So beruhen zum Beispiel Figuren wie Hans Castorp oder Leopold Bloom, denen kein historisches Substrat zugrunde liegt, auf einer Verwendung von Fiktionalität, die sich erst spät in der Literaturgeschichte durchgesetzt hat (auch wenn sie vorher bereits existierten).

Vor dem Hintergrund solcher Diskussionen beschäftigen sich die gesammelten Beiträge dieses Bandes mit den Fragen und Problemen, die eine historische Untersuchung der Fiktionalität aufwirft. Sie verstehen sich als methodologische und theoretische Vorarbeiten zu einer ‚Geschichte der Fiktionalität‘. Dass es sich bei dieser Aufgabe um ein Desiderat handelt, wurde in der jüngeren Forschung immer wieder verstärkt angemahnt. So vermerkt etwa schon Frank Zipfel in seiner Studie *Fiktion. Fiktivität. Fiktionalität*: „In der Forschung gibt es bisher nur einige wenige Ansätze einer historischen Betrachtung von literarischer Fiktion.“¹⁰ Und auch Hans-Edwin Friedrich weist in seiner Untersuchung zum Fiktionalitätskonzept des 18. Jahrhunderts darauf hin, dass „eine Geschichte der Fiktionalität“ sich „anhand der vorliegenden Forschung erst in vagen Umrissen“ abzeichne.¹¹

Ein Hindernis, das einer historischen Synthese der Entwicklung von Fiktionskonventionen bislang häufig im Wege stand und das es zu überwinden gilt, ist sicherlich der umfassende interdisziplinäre Anspruch, den ein solches Projekt mit sich bringt. Bisherige Beiträge zum Thema sind notgedrungen auf die philologische und historische Ausrichtung des jeweiligen Forschungsfeldes beschränkt. Eine vollständige Geschichte der Fiktionalität wäre allerdings auf eine Perspektive angewiesen, die Expertise in allen historischen und philologischen Disziplinen miteinschließt. Dazu müssten selbstverständlich auch Fiktionalitätspraktiken jenseits der in der Forschung kanonisierten ‚westlichen‘ Kulturen betrachtet werden. Der vorliegende Band vertritt nicht den Anspruch, diese Anforderungen umfangreich einzulösen, sondern möchte vielmehr Ansätze bieten, die zu einem weiteren Nachdenken über die Geschichtlichkeit des Fiktionalitätskonzepts anregen. Die Beiträge beschäftigen sich mit Teilaspekten und Problemfeldern der Fiktionsgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart. Terminologische und theoretische

⁹ Ebd. S. 26: „This is not to say, however, that human cognition makes a leap, only that people’s literary behavior changes – generally speaking.“

¹⁰ Frank Zipfel (2001) *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt. S. 285.

¹¹ Friedrich (2009). S. 338.

Fragen werden dabei genauso in den Blick genommen wie methodologische Aufgaben und Probleme (etwa in Bezug auf die Rekonstruktion kultureller Grundlagen oder die mitunter prekäre Quellenlage). Dabei haben sich die folgenden übergreifenden Fragen und Aufgaben ergeben:

1. Eine grundsätzliche Herausforderung, der sich die historische Fiktionsforschung stellen muss, ist der Entwurf einer tragfähigen Definition des Gegenstandes. Die Debatte darüber, was ‚Fiktionalität‘ eigentlich bedeutet, ist nach wie vor nicht abgeschlossen. Eine diachrone Perspektive erscheint zunächst dazu geeignet, diese Debatte zu verkomplizieren; so muss die anachronistische Applikation eines modernen Begriffs für literarischer Erfindungen in allen Zeiten vermieden werden.¹² Gleichzeitig birgt etwa der Versuch, das Phänomen grundsätzlich aus den zeitgenössischen Diskussionen und Begriffen zu entwickeln, die Gefahr eines historischen Relativismus und einer daraus folgenden terminologischen Beliebigkeit, die eine zumindest ansatzweise kohärente diachrone Erzählung unmöglich macht. Gerade die historische Perspektive ist auf eine stabile Definition in besonderer Weise angewiesen. Vor diesem Hintergrund erscheint die ‚institutionelle‘ Theorie der Fiktionalität, die sich inzwischen in vielen fiktionstheoretischen Arbeiten durchgesetzt hat, als angemessene Arbeitsgrundlage. Demnach bezeichnet Fiktionalität eine soziale Institution, eine „Praxis des geteilten Konventions- oder Regelwissens“.¹³ Diesem Modell liegt ein kommunikationstheoretisch fundierter Ansatz zugrunde, der davon ausgeht, dass ein fiktionaler Geltungsanspruch über entsprechende Signale vermittelt wird.¹⁴ Dieser Geltungsanspruch verspricht die Fiktivität einiger Elemente innerhalb der Erzählung und reklamiert damit gewisse epistemologische, ästhetische und ethische Lizenzen in der Darstellung.¹⁵ Gleichzeitig wird eine fiktionsangemessene Rezeptionshaltung eingefordert. Der Vorteil einer institutionellen Theorie von Fiktionalität für eine historische Perspektive liegt darin, dass die Konventionen, welche die Struktur der Kommunikationssituation bestimmen als kontextabhängig bestimmt werden. Wie ein Geltungsanspruch begründet und signalisiert wird, ist von den Normen

¹² So weist etwa Jan-Dirk Müller darauf hin, dass in Studien zur Fiktionalität im Mittelalter, ein „an der Moderne abgelesener Begriff von Fiktionalität“ auf unangemessene Art und Weise verwendet wird, vgl. Ders. (2004) „Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur“. *Poetica* 36. S. 281–312, hier S. 283.

¹³ Tobias Klauk/Tilmann Köppe (2014) „Bausteine einer Theorie der Fiktionalität“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Dies. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 3–31, hier S. 7, vgl. auch Tilmann Köppe (2014) „Die Institution der Fiktionalität“, im selben Band S. 35–49. Köppe führt die institutionelle Theorie insbesondere auf Peter Lamarque/Stein Haugom Olsen (1994) *Truth, Fiction, and Literature. A Philosophical Perspective*. Oxford: Clarendon Press zurück.

¹⁴ Vgl. Frank Zipfel (2014) „Fiktions-signale“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe Berlin/Boston: de Gruyter. S. 97–124.

¹⁵ Vgl. Johannes Franzen (2017) „Ein Recht auf Rücksichtslosigkeit. Die moralischen Lizenzen der Fiktionalität“. *Non-Fiktion* 12. S. 31–48.

abhängig, nach denen sich die Kommunikationsteilnehmer richten. Ob bzw. in welchem Umfang eine Gesellschaft bereit ist, den Status der Fiktionalität und die damit verbundenen Lizenzen zuzulassen, lässt sich durch eine Rekonstruktion der entsprechenden kommunikativen Kontexte bestimmen.¹⁶

2. Ein genuin methodisches Problem ergibt sich für die Rekonstruktion der historischen Kommunikationssituationen: Wie kann aus der Retrospektive festgestellt werden, welchen Geltungsanspruch ein Text vertrat und ob er als fiktional oder faktual gelesen wurde? Quellenprobleme ergeben sich dort, wo es an einschlägigen Rezeptionszeugnissen fehlt bzw. wo sich die Deutung konventionalisierter Fiktions-signale als problematisch erweist. Zudem muss danach gefragt werden, ob historische Literaturtheorie und tatsächliche literarische Praxis miteinander konvergieren, ob also etwa die Existenz einer poetologischen Diskussion über Funktion und Legitimität von Fiktionalität – wie sie etwa im Roman des späten 17. Jahrhunderts geführt wird¹⁷ – als Indikator eines verbreiteten Fiktionsbewusstseins gelten kann. So hat Tilmann Köppe darauf hingewiesen, dass gerade die Abwesenheit einer expliziten Debatte über die Angemessenheit einer literarischen Praxis einen Indikator für die ‚Selbstverständlichkeit‘ dieser Praxis darstellen kann: „Man muss daher damit rechnen, dass das explizit Gesagte gerade nicht dem konventionellen Regelfall entspricht bzw. diesen gerade nicht repräsentiert.“¹⁸ Eine historische Fiktionsforschung muss sich der Aufgabe stellen, repräsentative Quellen zu finden, die der Alterität von Produktions- und Rezeptionskontext gerecht werden. Nur so lassen sich die unterschiedlichen Formen von Geltungsansprüchen und Rezeptionshaltungen angemessen bestimmen. Damit geht die Frage nach dem historisch und kulturell variablen Status der Fiktionskompetenz einher.¹⁹ Wie geläufig war den Rezipienten die Institution der Fiktionalität? Gab es innerhalb dieser Gruppe Unterschiede in der Akzeptanz und im Besitz des entsprechenden Regelwissens? Vor dem Hintergrund dieser Fragen kommt etwa Mark Chinca zu der Feststellung:

Der Mediävist aber, der die Fiktionalität des höfischen Romans im frühen 13. Jahrhundert pragmatisch erklären möchte, stößt auf das Problem, daß Fiktionalität zu dieser Zeit

¹⁶ So bereits Tilmann Köppe (2014) „Fiktionalität in der Neuzeit“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Ders. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 419–440, hier S. 420: „Die institutionelle Theorie der Fiktionalität stellt einen flexiblen Rahmen zur Beschreibung historischer Wandlungen von Institutionen zur Verfügung. Das Wissen um Regeln und Konventionen – und damit das Regel bzw. Konventionsset selbst – wird tradiert und kann sich im Laufe der Zeit in vielfältiger Weise ändern.“

¹⁷ Vgl. Christian Berthold (1993) *Fiktion und Vielseitigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer. S. 23–32 und Stefan Trappen (1998) „Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit. Über den Gegensatz zwischen ‚fabula‘ und ‚historia‘ und seine Bedeutung für die Poetik“. *Simpliciana* 20. S. 137–143.

¹⁸ Köppe (2014) „Neuzeit“. S. 421.

¹⁹ Norbert Groeben/Carsten Dutt (2011) „Fiktionskompetenz“. *Handbuch Erzäblliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*. Hg. Matías Martínez. Weimar: Metzler. S. 63–67.

noch nicht selbstverständlich war, die mit ihr verbundenen Haltungen und Verpflichtungen noch nicht völlig eingeübt waren.²⁰

Auch für Chinca verweisen die häufigen poetologischen Passagen in den Romanen über die pragmatischen Möglichkeiten der Fiktionalität also auf den Sonderstatus einer noch nicht etablierten literarischen Technik, der hier in direktem Verweis auf die historische Fiktionskompetenz eingeschätzt wird.

3. Das jeweilige Wirklichkeitsmodell einer historischen Gesellschaft muss rekonstruiert werden: Die Geltungsansprüche ‚Fiktionalität‘ und ‚Faktualität‘ bezeichnen zunächst Versprechen von Referenz bzw. Nichtreferenz und beziehen sich demnach auf eine historisch und kulturell bedingte Alltagswirklichkeit. Dieses Wirklichkeitskonzept definiert Zipfel in Anlehnung an Nelson Goodman als das „was den Mitgliedern einer Gesellschaft als wirklich oder real gilt.“²¹ Wird dieser soziale Konstruktivismus anerkannt, so erübrigen sich komplexe und fruchtlose „erkenntnistheoretische Betrachtungen zum Wirklichkeitsbegriff“. Stattdessen wird der Blick frei für eine Historisierung unterschiedlicher Alltagswirklichkeiten. Auch darauf weist Zipfel hin, wenn er vermerkt, dass was „als Wirklichkeit im Sinne von Alltagswelt gilt“, letztlich „immer vom jeweiligen sozial-historischen Kontext“ abhängt: „Insofern ist natürlich auch das, was konkret als Fiktion gilt – insofern es an das Konzept der Wirklichkeit gekoppelt ist –, historisch variabel.“²² Für die Geschichte der Fiktionalität ergeben sich daraus Fragen wie: Welche Elemente eines Textes gehören zur Weltwahrnehmung der Rezipienten und welche Elemente werden als fantastisch/nicht-existent wahrgenommen? Diese Fragen richten sich auf die Alterität historischer Weltbilder: Nur weil bestimmte Elemente älterer Texte, wie etwa Drachen und andere Fabelwesen, heute als nicht-existent angesehen werden, heißt das nicht, dass diese Texte fiktional waren. Auch in diesem Zusammenhang zeigt sich die Tragfähigkeit institutioneller Modelle, wie etwa Sonja Glauch in ihrer Studie zur Fiktionalität im Mittelalter anmerkt:

Gerade ‚alte‘ Texte zeigen: es kann nicht darum gehen, wie ein heutiger Leser oder Interpret ihren Wahrheitsgehalt oder Wahrheitsanspruch beurteilt. Der intendierte zeitgenössische Leser oder Zuhörer und sein intendierter Umgang mit dem Text muss das Kriterium sein.²³

4. Eine Geschichte der Fiktionalität bedarf zudem einer Integration in die Literatur- und Mediengeschichte. Es muss etwa geklärt werden, welche gattungsgeschichtlichen Entwicklungen oder poetologischen Revolutionen die Verbreitung des Konzepts beeinflusst haben. So schreiben Lenard Davis in *Factual Fictions*, Paige in *Before Fiction* und Gallagher in „The Rise of Fictionality“ Fiktionsgeschichte als Romangeschichte. Dem von Ian Watts festgestellten ‚Rise of the no-

²⁰ Mark Chinca (2003) „Mögliche Welten. Alternatives Erzählen und Fiktionalität im Tristanroman Gottfrieds von Straßburg“. *Poetica* 35. S. 307–333, hier S. 313.

²¹ Zipfel (2001). S. 75.

²² Ebd. S. 76.

²³ Sonja Glauch (2014) „Fiktionalität im Mittelalter; Revisited“. *Poetica* 46. S. 85–139, hier S. 91.

vel' scheint aus dieser Perspektive große historische Bedeutung für die Entwicklung eines modernen Fiktionsverständnisses zuzukommen. In diesem Zusammenhang muss allerdings vor der Gefahr einer gewissen Gattungsblindheit der Fiktionsforschung gewarnt werden: Die Frage nach dem Status literarischer Erfindung stellt sich unter anderem auch in Bezug auf die Geschichte des Dramas oder der Lyrik. Zumindest scheint es aber Leitgattungen zu geben, die jeweils für einen bestimmten Zeitraum die Verwendung von Fiktionalität sowie die Debatte darüber bestimmten. Eine weitere literaturgeschichtliche Entwicklung, die als Faktor fiktionshistorischer Veränderungen vorgeschlagen wurde, ist der Aufstieg des modernen Autonomieparadigmas. In diesen Kontext verortet Hans-Edwin Friedrich die „Transformation des Fiktionskonzepts im 18. Jahrhundert“. Dabei handele es sich „weder um die Entdeckung oder Erfindung des Fiktionsbewusstseins noch um ein endlich erreichtes Telos, sondern um eine Veränderung, die von der Autonomisierung als Folge der funktionalen Ausdifferenzierung der Kunst bewirkt wird.“²⁴ Über solche Erklärungsansätze hinaus kann gefragt werden, inwiefern sich Fiktionsgeschichte als Geschichte literarischer Stoffe schreiben lässt. Neben solchen gattungs- und poetologiegeschichtlichen Einordnungen, muss in die historische Untersuchung der Fiktionalität auch der mediale Wandel miteinbezogen werden: Wie beeinflussten entsprechende Innovationen – Entwicklung von Schriftlichkeit, bildliche Repräsentationstechniken, Fotografie, Film etc. – die Geschichte der Fiktionalität?²⁵

5. Inwiefern lässt sich darüber hinaus die Geschichte der Fiktionalität als Geschichte ihrer Bewertung schreiben? Diese Frage betrifft die ‚Legitimität der Fiktion‘.²⁶ Ein geläufiges Narrativ erzählt etwa die europäische/abendländische Wertungsgeschichte der Fiktionalität als eine Durchsetzungsgeschichte: von der Dichterverbannung Platons, über das christliche Fiktionsmisstrauen des Mittelalters und die Romanschelte des 17. Jahrhunderts bis hin zum Aufstieg der Fiktionalität als dem eigentlichen Literarizitätsgaranten der Moderne.²⁷ Auch hier ergeben sich offensichtliche Fragen nach Konjunkturen und Brüchen. So zeigen Debatten um stoffgeschichtliche Fiktionsverbote – wie die zeitgenössische Skepsis gegenüber erfundenen Shoa-Narrativen –, dass Fiktionskritik keineswegs ein genuin vormodernes Phänomen darstellt.²⁸ Stattdessen wird deutlich, dass die ethische

²⁴ Friedrich (2009). S. 339.

²⁵ Zu den Problemen einer ‚transmedialen Fiktionstheorie‘ vgl. Jan-Noël Thon (2014) „Fiktionalität in Film- und Medienwissenschaft“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Ders. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 434–466.

²⁶ So der Titel einer Studie von Aleida Assmann (1980) *Die Legitimität der Fiktion. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Kommunikation*. München: Fink.

²⁷ Vgl. Gerhard Sauder (1976) „Argumente der Fiktionskritik 1680–1730 und 1960–1970“. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 26. S. 129–140

²⁸ Zu den ethischen Problemen von Holocaust-Literatur und Autorschaft vgl. Alvin H. Rosenfeld (2004) „The Problematics of Holocaust Literature“. *Literature of the Holocaust*. Hg. Harold Bloom. Philadelphia: Chelsea House. S. 21–48.

und ästhetische Angemessenheit der Fiktionalität in allen Zeiten umstritten war. Insgesamt erweisen sich die Statusbeschreibungen ‚Fiktionalität‘ und ‚Faktualität‘ als traditionsreiches Konkurrenzverhältnis mit einer eindeutigen evaluativen Komponente, die historischen Konjunkturen unterworfen ist.²⁹

6. Eine diachrone Betrachtung umfasst auch die Frage nach der historischen Karriere von Texten: Die Literaturgeschichte kennt eine Vielzahl von Fällen, in denen Texte, die ursprünglich mit dem Geltungsanspruch der Faktualität geschrieben wurden, von Rezipienten späterer Zeiten als fiktional gelesen werden. Dies bezeichnet nicht selten einen Rettungsversuch historischer Texte, welche dem Wirklichkeitsmodell der eigenen Zeit nicht mehr gerecht werden können, und denen durch die Umdeutung zu fiktionalen Werken ein neuer Wert zugeschrieben wird. Das gilt etwa für die antike Homer-Rezeption, die den Vorwurf der vorwissenschaftlichen Fehlerhaftigkeit der göttlich inspirierten Dichterwerke umzukehren versucht. So vermerkt Heinz Schlaffer zum Status der antiken Poesie: „Den Gegnern gilt das Fiktive an ihr als sicheres Indiz des Falschen; die Apologeten müssen daher die Fiktion zur harmlosen Verkleidung des Wahren, Guten und Ewigen umdeuten.“³⁰ Ähnlich verhält es sich mit der Mythenrezeption des christlichen Mittelalters, dem der Status der Fiktionalität dazu diente, den Traditionsverbrauch zu begründen. Dazu wiederum Schlaffer: „Im Mittelalter galt Vergil geradezu als christlicher Dichter und Ovid immerhin als ein moralischer.“³¹ Solche Phänomene werfen im Wesentlichen die Frage nach dem möglichen historischen Wandel des Fiktionalitäts- oder Faktualitätsstatus eines Textes auf. Dieser Wandel muss nicht auf den Wechsel von faktual zu fiktional festgelegt werden: So können etwa im Fall von Schlüsselromanen die primären faktualisierenden Lektüren mit dem Verlust des Hintergrundwissens verschwinden.

*

Mit Fragen wie diesen beschäftigen sich die Beiträge dieses Bandes, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Es wurde allerdings versucht, die verschiedenen Probleme einer Historisierung von Fiktionalität aus einer größtmöglichen Vielfalt disziplinärer und geschichtlicher Perspektiven zu beleuchten. Eröffnet wird der Band durch die theoretischen Überlegungen Benjamin GITTELS, der in den Diskussionen zur Geschichte der Fiktionalität zwei zentrale Genres ausmacht: fiktionale, konstitutiv wirklichkeitsbezogene Genres einerseits und skalar fiktionale Genres andererseits. Gefragt wird, ob und inwiefern diese Genrety-

²⁹ Vgl. Johannes Franzen (2016) „‚Mehr Bild als Roman‘. Fiktionalität, Faktualität und das Problem der Bewertung“. *Der Deutschunterricht* 4. S. 20–28.

³⁰ Heinz Schlaffer (1990) *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 82.

³¹ Ebd. S. 85.

pen eine Herausforderung für systematisch ausgerichtete Fiktionalitätstheorien darstellen. So können nicht nur Ziele und Adäquatheitsbedingungen unterschiedlicher Fiktionalitätstheorien beleuchtet, sondern auch mögliche Verhältnisse fiktions- und genrespezifischer Praktiken diskutiert werden.

Wolfgang RÖSLER zeichnet den Wandel in der Auffassung von der Rolle des Dichters im antiken Griechenland nach und fragt hierbei nach dem spezifischen Beitrag der dramatischen Dichtung für die Profilierung eines Fiktionalitätskonzepts. Zu dessen Institutionalisierung bedarf es der Modifizierung und Aufgabe traditioneller Umgangspraktiken und einer grundsätzlich veränderten Einstellung zur Dichtung als Fiktion. Dabei lassen sich bereits in antiken Konzeptionen Analogien zu modernen Theorien erkennen.

Henrike MANUWALD geht am Beispiel des Drachens in der volkssprachigen Literatur des Mittelalters der Frage nach, inwieweit die Plausibilität des Erzählten in Relation zur historischen Wirklichkeitserfahrung steht. Im Umgang mit dem Wunderbaren und Fremden lassen sich für verschiedene Gattungen unterschiedliche Fiktionalitätskonzepte sowie konkurrierende Wahrheitsansprüche konstatieren. In Auseinandersetzung mit aktuellen Positionen der mediävistischen Debatte plädiert sie folglich für eine grundsätzliche Historisierung der Kategorien faktual/fiktional.

Ebenfalls mit Problemen der Fiktionalität in mittelalterlicher Literatur beschäftigen sich Sebastian KLEINSCHMIDT und Verena SPOHN, die sich dem in fiktionstheoretischen Studien bislang unterrepräsentierten Bereich religiöser Literatur nähern. Am Beispiel mittelalterlicher Visionsnarrative zeigen sie, wie sich das eigentliche Visionsgeschehen durch die Setzung eines narrativen Rahmens als eigenständiger Textraum etabliert, was den mittelalterlichen Autoren kreative Spielflächen zur Erprobung des Fiktionalen eröffnet, ohne dem religionsdidaktischen Anspruch der Gattung zu schaden.

Den für eine umfassende Geschichte der Fiktionalität bedeutsamen Blick auf nicht-europäische Kulturen richtet Isabel TORAL-NIEHOFF in ihrem Beitrag zur arabischen Literatur zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert. Sie widmet sich dabei dem Phänomen hybrider Textformen. Obwohl das arabische Mittelalter Konzepte von Fiktionalität grundsätzlich ablehnte, lässt sich an Texten der kompilatorisch angelegten *adab*-Literatur eine funktionale Verwendung von Fiktionalisierungsstrategien erkennen, die auch Parallelen zur europäischen mittelalterlichen Literatur aufweist.

Roman KUHN widmet sich den paratextuellen Faktualitätssignalen in der englischen Romanliteratur des 18. Jahrhunderts. Er arbeitet heraus, dass gerade solche Paratexte, die auf die Wahrheit der Erzählung insistieren, als konventionelle Muster selbst wieder zu Fiktionalitätssignalen werden können. Die zur Codierung dieser spielerischen Bewegungen zentrale Fähigkeit hermeneutischer Paratextlektüre wird exemplarisch an Daniel Defoes *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe* vorgeführt.

Der Beitrag von Christopher MEID analysiert anhand romantheoretischer Stellungnahmen von Christian Friedrich Hunold bis Christoph Martin Wieland den allmählichen Wandel des Fiktionalitätsverständnisses im 18. Jahrhundert. Im Zentrum des Interesses steht dabei das Verhältnis von Roman und Historie: Während sich die Texte der ersten Jahrhunderthälfte über den Bezug zu verbürgten Fakten legitimieren, spielt Wieland in der *Geschichte des Agathon* mit dieser Tradition und ironisiert sie.

Frank ZIPFEL liest in seinem Beitrag Madame de Staëls *Essai sur les fictions* als fiktionstheoretische Abhandlung, die trotz völlig anderer Terminologie zahlreiche Ähnlichkeiten zur institutionellen Theorie der literarischen Fiktion aufweist. Dabei zeigt er Verbindungen zentraler fiktionstheoretischer Begriffe wie dem der ‚Imagination‘ zu modernen Theorien ebenso auf wie signifikante Unterschiede zur heutigen Diskussion. Zipfel würdigt im Vergleich mit einigen zeitgenössischen Poetologien und Ästhetiken den *Essai* als exemplarischen Ausdruck der Fiktionstheorien des 18. Jahrhunderts.

In seiner Auseinandersetzung mit Wilhelm Diltheys literaturtheoretischen Arbeiten rekonstruiert Mathis LESSAU dessen produktionsbezogene Fiktionalitätstheorie. Durch eine komplexe Transformation realer Erfahrungsinhalte könne die dichterische Phantasie eine fiktive Welt schaffen, die zwar nur einen Schein von Wirklichkeit erzeugt, aber dennoch von kognitivem Wert für das Verständnis des Lebens sei. Der exegetische Bezug von Fiktionen zum wirklichen Leben zeige sich für Dilthey unter anderem in den widersprüchlich anmutenden emotionalen Reaktionen von Lesern auf Dichtungen. Vor dem Hintergrund aktuellerer Ansätze zum sogenannten ‚Paradoxon der Fiktion‘ wird Diltheys Verständnis der emotionalen Kraft von fiktionaler Literatur analysiert und literaturphilosophisch eingeordnet.

Marc WURICH zeigt am Beispiel von naturalistischem Roman und sozialer Reportage, wie um 1900 neue bzw. modifizierte Textgenres mit ausgeprägtem Wirklichkeitsbezug konventionalisierte Rezeptionspraktiken herausforderten. Die exklusive Zugänglichkeit der hier dargestellten Milieus eröffnete den Autoren spezifische Möglichkeiten zur Funktionalisierung. Während die textkonstitutive Heteroreferentialität den literarischen Fiktionen auch einen dokumentarischen Anspruch verleiht und die Teilnahme an faktualen Diskursen legitimieren soll, bedienen sich die journalistischen Texte mit wirkungsästhetischer Absicht auch fiktionalisierender Verfahren.

In ihrem Beitrag zu kontrafaktischen Narrativen geht Françoise LAVOCAT insbesondere anhand von Beispielen aus der Literatur seit 1990 der Frage nach, worin sich alternative Geschichtsentwürfe und Romanfiktionen unterscheiden lassen. Da dem Kontrafaktischen in beiden Textformen ein fiktionaler Status zugeordnet ist, geraten hierbei vornehmlich epistemische Aspekte in den Fokus der Untersuchung. Neben differierenden Erkenntniszielen lassen sich für die jeweils dargestellten möglichen Welten auch voneinander abweichende axiologische Modalitäten feststellen.

Abschließend geht Johannes FRANZEN versuchsweise auf das traditionsreiche Konzept der Fiktionskritik ein. Hierbei steht vor allem die Frage im Mittelpunkt, inwiefern mit der Vorstellung einer überlegenen ‚Wahrheit der Fiktion‘ eine analoge Furcht vor einer ‚Unwahrheit der Fiktion‘ einhergeht. Einige Aspekte dieser Skepsis gegenüber der Freiheit des literarischen Erfindens werden anhand von historisch und kulturell weit auseinanderliegenden Beispielen untersucht, um so die zugrundeliegende Argumentationsstruktur der Fiktionskritik herauszuarbeiten. Aus einer historischen Perspektive wird gezeigt, dass entsprechende Einschränkungen auch in der Gegenwart existieren.

*

Die in diesem Band gesammelten Beiträge beruhen auf einer Konferenz, die vom 7. bis zum 8. November 2014 am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) stattfand. Die Konferenz wurde vom Graduiertenkolleg 1767 (‚Faktuales und Fiktionales Erzählen‘) ausgerichtet und finanziert. Stellvertretend für das Graduiertenkolleg gilt unser herzlicher Dank der Sprecherin Prof. Dr. Monika Fludernik, insbesondere auch für die Aufnahme der Publikation in die Buchreihe des GRK.

Literatur

- Assmann, Aleida (1980) *Die Legitimität der Fiktion. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Kommunikation*, München: Fink.
- Berthold, Christian (1993) *Fiktion und Vieldeutigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer. S. 23–32.
- Chinca, Mark (2003) „Mögliche Welten. Alternatives Erzählen und Fiktionalität im Tristanroman Gottfrieds von Straßburg“. *Poetica* 35. S. 307–333.
- Davis, Lennard J. (1983) *Factual Fictions. The Origins of the English Novel*. New York: Columbia Univ. Press.
- Finkelberg, Margalit (1998) *The Birth of Literary Fiction in Ancient Greece*. Oxford: Clarendon Press.
- Franzen, Johannes (2017) „Ein Recht auf Rücksichtslosigkeit. Die moralischen Lizenzen der Fiktionalität“. *Non-Fiktion* 12. S. 31–48.
- (2016) „Mehr *Bild* als Roman“. Fiktionalität, Faktualität und das Problem der Bewertung“. *Der Deutschunterricht* 4. S. 20–28.
- Friedrich, Hans-Edwin (2009) „Fiktionalität im 18. Jahrhundert. Zur historischen Transformation eines literaturtheoretischen Konzepts“. *Grenzen der Literatur. Zum Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hgg. Simone Winko/Fotis Jannidis/Gerhard Lauer. Berlin/New York: de Gruyter. S. 338–373.
- Gallagher, Catherine (2006) „The Rise of Fictionality“. *The Novel*. Vol 1. Hg. Franco Moretti. Princeton/Oxford: Princeton Univ. Press. S. 336–363.
- Glauch, Sonja (2014) „Fiktionalität im Mittelalter; Revisited“. *Poetica* 46. S. 85–139.

- Groeben, Norbert/Carsten Dutt (2011) „Fiktionskompetenz“. *Handbuch Erzähl-literatur. Theorie, Analyse, Geschichte*. Hg. Matías Martínez. Weimar: Metzler. S. 63-67.
- Haug, Walter (2003) *Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Jauß, Hans Robert (1983) „Zur historischen Genese der Scheidung von Fiktion und Realität“. *Funktionen des Fiktiven*. Hgg. Dieter Henrich/Wolfgang Iser. München: Fink. S. 423–431.
- Klauk, Tobias/Tilmann Köppe (2014) „Bausteine einer Theorie der Fiktionalität“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Dies. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 3–31.
- Köppe, Tilmann (2014) „Fiktionalität in der Neuzeit“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Ders. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 419–440.
- (2014) „Die Institution der Fiktionalität“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Ders. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 35–49.
- Lamarque, Peter/Stein Haugom Olsen (1994) *Truth, Fiction, and Literature. A Philosophical Perspective*. Oxford: Clarendon Press.
- Müller, Jan-Dirk (2004) „Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur“. *Poetica* 36. S. 281–312.
- Paige, Nicholas (2011) *Before Fiction. The Ancien Régime of the Novel*. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Rosenfeld, Alvin H. (2004) „The Problematics of Holocaust Literature“. *Literature of the Holocaust*. Hg. Harold Bloom. Philadelphia: Chelsea House.
- Rösler, Wolfgang (1980) „Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike“. *Poetica* 12. S. 283–319.
- Schlaffer, Heinz (1990) *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewusstseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sauder, Gerhard (1976) „Argumente der Fiktionskritik 1680–1730 und 1960–1970“. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 26. S. 129–140.
- Thon, Jan-Noël (2014) „Fiktionalität in Film- und Medienwissenschaft“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Ders. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 434–466.
- Trappen, Stefan (1998) „Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit. Über den Gegensatz zwischen ‚fabula‘ und ‚historia‘ und seine Bedeutung für die Poetik“. *Simpliciana* 20. S. 137–143.
- Watt, Ian (1957) *The Rise of the Novel. Studies in Defoe, Richardson and Fielding*. London: Chatto & Windus.
- Zipfel, Frank (2001) *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt.
- (2014) „Fiktions-signale“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 97–124.

Fiktion und Genre. Systematische Überlegungen zu ihrem Verhältnis als Beitrag zur Historisierung und ‚Kulturalisierung‘ von Fiktionalität

Benjamin Gittel

I. Einleitung

Überlegungen zum Verhältnis von narrativer, verbaler Fiktion und Genre beschäftigen sich bislang vor allem mit zwei Schnittstellen der Fiktionalitätstheorie mit anderen Forschungsfeldern: der Schnittstelle von Fiktionalitätstheorie und Literatur- bzw. Interpretationstheorie einerseits und der Schnittstelle von Fiktionalitätstheorie und Literaturgeschichte andererseits. So wird seit geraumer Zeit diskutiert, ob es genrespezifische Prinzipien der Generierung sogenannter fiktionaler Wahrheiten (*fictional truths*) also wahre Beschreibungen der Welt eines fiktionalen Werks gibt, und wenn ja, wie diese lauten.¹ So werden literaturtheoretische Thesen über Funktion und Wert fiktionaler Literatur mit Blick auf Subklassen fiktionaler Literatur wie „realist fiction“² oder „philosophical fiction“³ infrage gestellt bzw. differenziert oder fiktionalitätstheoretische Thesen unter Verweis auf einzelne Genres untermauert oder angegriffen.⁴ Aber auch in der Diskussion um die historischen Manifestationen bzw. Ausprägungen von Fiktionalität wird immer wieder auf Eigenheiten bestimmter Genres Bezug genommen. Diskutiert wird der (sich historisch verändernde) Fiktionalitätsstatus von Genres wie dem homerischen Epos,⁵ dem Artusroman, der volkssprachlichen Legende oder Sage.⁶ Außerdem spielt die Heraus-

¹ Vgl. Alexander Bareis (2009): „Was ist wahr in der Fiktion? Zum Prinzip der Genrekonvention und die Unzuverlässigkeit des Erzählers in Patrick Süskinds ‚Die Geschichte von Herrn Sommer‘“. *Scientia Poetica* 13. S. 230–245.

² Vgl. Maria E. Reicher (2012): „Knowledge from Fiction“. *Understanding Fiction: Knowledge and Meaning in Literature*. Hgg. Jürgen Daiber/Eva-Maria Konrad/Thomas Petraschka. Münster: Mentis. S. 114–134, hier S. 114.

³ Vgl. Jukka Mikkonen (2010): „Philosophical Fiction and the Act of Fiction-Making“. *SATS: Northern European Journal of Philosophy* 9, Heft 2. S. 116–132.

⁴ Dabei wird häufig argumentiert, dass eine Fiktionalitätstheorie ein traditionell als fiktional angesehenes Genre als nicht-fiktional einstuft oder genau umgekehrt. Ein besonders einschlägiges Beispiel ist der Aufsatz von Stacie Friend (2008): „Imagining Fact and Fiction“. *New Waves in Aesthetics*. Hgg. Kathleen Stock/Katherine Thomson-Jones. New York u.a.: Palgrave Macmillan, S. 150–169, in dem dieses Argumentationsmuster wiederholt auftaucht.

⁵ Vgl. Oliver Primavesi (2009): „Zum Problem der epischen Fiktion in der vorplatonischen Poetik“. *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters: Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag*. Hgg. Ursula Peters/Rainer Warning. München: Wilhelm Fink. S. 105–120; Wolfgang Rösler (1980): „Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike“. *Poetica* 12. S. 283–319.

⁶ Vgl. Sonja Glauch (2014): „Fiktionalität im Mittelalter“. *Fiktionalität: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin u.a.: de Gruyter. S. 385–416, hier S. 389–391.

bildung bzw. die Konjunktur bestimmter Genres nach dem jetzigen Stand der Forschung eine wichtige Rolle bei der bekanntlich für verschiedene Zeiträume postulierten (Wieder-)Entstehung eines ‚Fiktionalitätsbewusstseins‘: in der Antike die griechische Tragödie, die aufgrund ihrer dramatischen Struktur nicht mit dem traditionellen Verständnis (Dichtung als Rede eines durch die göttlichen Musen inspirierten Sängers bzw. Verfassers, die auf ihren Wahrheitsgehalt zu befragen ist) kompatibel ist,⁷ im Mittelalter der Artusroman, der in den Worten Walter Haugs, keine historische Wahrheit wieder- sondern eine „Wahrheit des Sinns“⁸ aufgibt, und in der Frühen Neuzeit der Schlüsselroman, der durch seine ‚kaschierte Referenzialität‘ nach den kontroversen Überlegungen von Catherine Gallagher als ein Zwischenschritt auf dem Weg von vormoderner zu moderner Fiktionalität, d.h. der Etablierung der „non-referentiality“ von Eigennamen in glaubwürdig-realistischen Erzählungen, verstanden werden kann.⁹

Der vorliegende Aufsatz widmet sich dem Verhältnis von Fiktion und Genre nur im Hinblick auf eine der beiden theoretischen Schnittstellen, die Schnittstelle von Fiktionalitätstheorie und Literaturgeschichte. Dabei geht es mir nicht um einen erschöpfenden Überblick über Diskussionen, die zu einzelnen Genres und ihrem Fiktionalitätsstatus geführt wurden, sondern um allgemeinere Überlegungen zu den Problemen, die ein Zusammendenken von Fiktionalitätstheorie und Genretheorie aufwirft. Daher stehen im Mittelpunkt meiner Ausführungen zwei *Typen* von Genres, die im Gegensatz zu Genres wie der Erzählung oder der Lyrik kein kontingentes Verhältnis zur Fiktionalität haben. Dies sind zum einen *fiktionale, konstitutiv wirklichkeitsbezogene Genres* wie historische Romane, Schlüsselromane oder Parabeln, die für weitverbreitete systematisch ausgerichtete Fiktionalitätstheorien eine Herausforderung darstellen, weil diese dazu tendieren, den Wirklichkeitsbezug von Fiktion als deviantes oder theoretisch nachgeordnetes Problem zu behandeln. Zum anderen geht es um *skalar fiktionale Genres*, die ge-

⁷ Vgl. Wolfgang Rösler (2014): „Fiktionalität in der Antike“. *Fiktionalität: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin u.a.: de Gruyter. S. 363–384, hier S. 377 f.

⁸ Walter Haug (2003): „Die Entdeckung der Fiktionalität.“ In: Ders.: *Die Wahrheit der Fiktion: Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Berlin: de Gruyter. S. 128–144, hier S. 137. Stellvertretend für die Debatte vgl. Brigitte Burrichter (2010): „Fiktionalität in französischen Artustexten“. *Historische Narratologie*. Hgg. Harald Haferland/Matthias Meyer. Berlin u.a.: de Gruyter. S. 263–279; Fritz Peter Knapp (2005): „Sein oder Nichtsein. Erkenntnis, Sprache, Geschichte, Dichtung und Fiktion im Hochmittelalter.“ In: Ders.: *Historie und Fiktion (II). Zehn neue Studien und ein Vorwort*. Heidelberg: Winter. S. 225–256; Jan-Dirk Müller (2010): „Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur“. *Mediävistische Kulturwissenschaft: Ausgewählte Studien*. Hg. Jan-Dirk Müller. Berlin: de Gruyter. S. 83–110; sowie den Sammelband von Martin Przybilski und Nikolaus Ruge (2013): *Fiktionalität im Artusroman des 13. bis 15. Jahrhunderts: Romanistische und germanistische Perspektiven*. Wiesbaden: Reichert.

⁹ Vgl. Catherine Gallagher (2006): „The Rise of Fictionality“. *The Novel*. Hg. Franco Moretti. 2 Bände. Princeton: Princeton University Press. Bd. 1, S. 336–363, bes. S. 339–343, hier S. 341. Eine andere klassische Darstellung ist: Davis, Lennard J. (1983): *Factual Fictions: The Origins of the English Novel*. New York: Columbia University Press.

mäß einer unter anderem in der germanistischen Mediävistik verbreiteten Vorstellung jeweils mit bestimmten Graden der Fiktionalität verknüpft sind und nach der zum Beispiel Märchen fiktionaler als Artusromane wären.¹⁰

Nach terminologischen Präliminarien zum Genrebegriff (Abschnitt II) werde ich die an die beiden genannten Genretypen geknüpften fiktionalitätstheoretischen Probleme ausführlicher darstellen (III). Dabei wird sich zeigen, dass ihre Analyse grundlegende Fragen nach den Zielen und Adäquatheitsbedingungen von Fiktionalitätstheorien aufwirft, die jeweils unterschiedliche Lösungsstrategien nahelegen (IV). In einer Zusammenfassung werden sich daraus ergebende Herausforderungen und Chancen für die Historisierung bzw. ‚Kulturalisierung‘ von Fiktionalität skizziert (V).

II. Terminologie: der Genrebegriff

Die Begriffe ‚Gattung‘ und ‚Genre‘ werden in der deutschen Literaturwissenschaft nicht einheitlich verwendet. Dies hängt wesentlich damit zusammen, dass seit Jahrzehnten einflussreiche gattungstheoretische Arbeiten diese Begriffe sehr unterschiedlich verwenden. In der Studie „Gattungstheorie. Information und Synthese“ von Klaus W. Hempfer, von dem auch der Artikel „Gattung“ im „Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft“ stammt, ist der Genrebegriff nicht terminologisiert. Das, was Literaturwissenschaftler häufig mit ihm bezeichnen, etwa „die pathetische Versartire, der pikareske Roman u.ä.“ nennt er „Untergattungen“. „Gattungen“, etwa „Versartire, Roman, Epos, Novelle usw.“, bestimmt er als „historisch-konkrete Realisationen“ ahistorischer „Schreibweisen“ „wie das Narrative, das Dramatische, das Satirische usw.“¹¹ Zu diesem faktischen Ausschluss des Genrebegriffs kommt seine gegensätzliche Verwendung bei zwei anderen namhaften Gattungstheoretikern im deutschen Sprachraum: Während Harald Fricke vorschlägt „Gattung“ als vortheoretischen Oberbegriff für „verschiedenartige literarische Gruppenbildungen“ zu verwenden und zwischen „Textsorte“ als „rein systematischem Ordnungsbegriff“ und „Genre“ als Begriff für „historisch begrenzte[] literarische[] Institution[en]“¹² differenziert, spricht Voßkamp von „Gattungen“ als „literarisch-soziale[n] Institutionen“¹³. Diese terminologi-

¹⁰ Daneben gibt es noch mindestens einen weiteren interessanten Genretypus, der hier aus Gründen der Raumbeschränkung nicht weiter berücksichtigt werden kann, nämlich Genres, die nach dem Dafürhalten mancher Forscher im Laufe ihrer Geschichte ihren Fiktionalitätsstatus wechselten (etwa die Heiligenlegende oder der Reisebericht).

¹¹ Hempfer, Klaus W. (1973): *Gattungstheorie. Information und Synthese*. München: Wilhelm Fink, S. 27 f. und S. 224 f.

¹² Fricke, Harald (1981): *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München: Beck, S. 132.

¹³ Wilhelm Voßkamp (1977): „Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. Zu Problemen sozial- und funktionsgeschichtlich orientierter Gattungstheorie und -historie“. *Textsortenlehre, Gattungsgeschichte*. Hgg. Alexander Bormann/Walter Hinck. Heidelberg: Quelle und Meyer. S. 27–42. In einem neueren Text bezweifelt er allerdings die Möglichkeit und den Sinn einer

schen Differenzen scheinen bis heute nicht ganz beigelegt, wie etwa das von Rüdiger Zymner 2010 herausgegebene „Handbuch Gattungstheorie“ dokumentiert.¹⁴ Im Folgenden wird der Genrebegriff in Anlehnung an Fricke, also zur Bezeichnung historischer Textgruppen verwandt, an die zu ihrer Entstehungszeit ein Genrebewusstsein sowie spezifische erwartungsgelenkte Produktions- und Rezeptionspraktiken geknüpft sind.

III. Herausforderung: zwei Typen von Genres

III.1. Fiktionale, konstitutiv wirklichkeitsbezogene Genres

Es gibt eine Vielzahl von Genres, die erstens, wenigstens heutzutage, als fiktionale Genres gelten und für die es zweitens definitorisch wesentlich ist, dass sie, in unterschiedlicher Weise, auf eine außertextuelle Welt Bezug nehmen, sei es auf die als real ausgezeichnete Welt (etwa historischer Roman, Schlüsselroman), sei es auf eine Welt ethisch-moralischer Sachverhalte (etwa Fabel, Parabel, Tendenzroman). Solche konstitutiv wirklichkeitsbezogenen Genres stellen wenigstens *prima facie* eine Schwierigkeit für geläufige, systematisch ausgerichtete Fiktionalitätstheorien dar, die explizit oder implizit eine (partielle) Entkoppelung fiktionaler Texte von der Wirklichkeit postulieren und solche Wirklichkeitsbezüge als deviantes oder theoretisch nachgeordnetes Problem behandeln. Bevor diese These erläutert wird, ist jedoch die Rede von konstitutiv wirklichkeitsbezogenen Genres näher zu erläutern.

Konstitutiv ist der Wirklichkeitsbezug für diese Genres, weil er ein wichtiges Element der Genredefinition ist; ein Roman, der sich in keiner Weise auf einen vergangenen Zustand der als real ausgezeichneten Welt bezöge, wäre schlichtweg nicht als historischer Roman zu klassifizieren. Für diesen Sachverhalt ist es unerheblich, dass Leser, je nachdem, was sie als Wirklichkeit erachten, in Bezug auf die Wirklichkeitsbezüge eines Werks zu unterschiedlichen Ergebnissen und damit teils auch zu unterschiedlichen Genrezuordnungen kommen. Nicht einfach zu beantworten ist jedoch, was unter dem Wirklichkeitsbezug eines Genres bzw. eines Einzeltextes genau zu verstehen ist. Anstatt einer allgemeinen Antwort auf diese Frage sollen im Folgenden lediglich zwei basale Modi des Wirklichkeitsbezugs be-

Differenzierung zwischen „Gattung“ und „Genre“: „Eine Differenzierung dieser beiden, häufig synonym verwendeten Begriffe erweist sich aufgrund komplexer Überschneidungen als nahezu unmöglich und läuft Gefahr, verkürzend zu wirken.“ Laura Frahm/Wilhelm Voßkamp (2005): „Gattung/Genre/Format“. *Einführung in die Medienkulturwissenschaft*. Hg. Claudia Liebrand u.a. Münster: Lit. S. 257–267, hier S. 263.

¹⁴ So beginnt das Handbuch mit einigen Beiträgen von Fricke, der seine Konzeption von 1981 komplett aufrechterhält und sich beeilt, auf einen Beitrag von Hempfer im selben Band hinzuweisen, in dem der Begriff Gattung „zunächst als rein metatheoretische[r] Term“ (Harald Fricke [2010]: „Invarianz und Variabilität von Gattungen“. *Handbuch Gattungstheorie*. Hg. Rüdiger Zymner. Stuttgart u.a.: Metzler. S. 19–21, hier S. 20) eingeführt werde. Nur wenige Beiträge des Bandes folgen jedoch Fricke's Differenzierung zwischen „Textsorte“ und „Genre“.

nannt werden, anhand derer sich grundlegende Probleme erläutern und verallgemeinernde Überlegungen anstellen lassen. Diese Modi sind die *Referenz* singularer Termini auf reale Objekte (Modus 1) und die *Quasi-Referenz*¹⁵ wahrer, fiktionstinterner Aussagen auf Sachverhalte der als real ausgezeichneten Welt (Modus 2).

Erstens kann der Wirklichkeitsbezug eines fiktionalen Textes darin bestehen, dass in ihm singularer Termini, d.h. Eigennamen, Kennzeichnungen (etwa „der gegenwärtige Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland“) oder indexikalische Ausdrücke, vorkommen, die auf Gegenstände, Orte oder Ereignisse der als real ausgezeichneten Welt referieren. Wenn etwa Umberto Eco in seinem Roman „Pendolo di Foucault“ erzählt wie der Protagonist am 24. Juni 1984 durch „Paris“ läuft, so scheint dieser Ausdruck wenigstens *prima facie* auf das reale Paris von 1984 zu referieren. Wenn allerdings ein akribischer Leser des Romans Eco nach der Lektüre der Tageszeitung vom 24. Juni 1984 unsinnigerweise vorwirft, Eco habe einen großen Brand in der Rue Réaumur verschwiegen, der Protagonist hätte ihn sehen müssen,¹⁶ wird schnell deutlich, dass solche Referenzen nur bedingt so funktionieren, wie Referenzen in nicht-fiktionalen Texten.¹⁷ Es besteht daher Uneinigkeit darüber, ob man in einem solchen Fall überhaupt von „Referenz“ sprechen soll, oder etwa nur von „[R]eferenzialisierbar[keit]“¹⁸. Ferner muss als kontrovers gelten, ob eine solche Referenz bzw. Referenzialisierbarkeit schon beinhaltet, dass der fiktionale Text auch von der betreffenden realen Entität handelt bzw. ein Text *über* diese Entität ist.¹⁹

¹⁵ Die Beziehung zwischen Sätzen und Sachverhalten wird gemeinhin nur im erweiterten Wortsinne als Referenz bezeichnet. Während Theorien in der Tradition Freges Sätze als komplexe *Eigennamen* begreifen und als ihre Referenz (bzw. „Bedeutung“) ihren Wahrheitswert bestimmen, begreifen andere Theorien Sätze analog zu *Prädikaten*, deren Referenz im Sinne von Extension, die sie erfüllenden Gegenstände respektive Sachverhalte sind.

¹⁶ Eco, Umberto (1994): *Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur. Harvard-Vorlesungen Norton Lectures 1992-93*. Wien: Carl Hanser, S. 104.

¹⁷ Obwohl etwas anders gelagert lassen sich hierzu auch der Diskussion um reale und pseudo-reale Objekte in Fiktionen wertvolle Einsichten entnehmen. Vgl. Zipfel, Frank (2001): *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität: Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt, S. 90–102.

¹⁸ So Irmgard Nickel-Bacon, Norbert Groeben und Margrit Schreier im Hinblick auf „faktisch nachgewiesene [...] Personen und Ereignisse“ in historischen Romanen. Vgl. Irmgard Nickel-Bacon/Norbert Groeben/Margrit Schreier (2000): „Fiktions-signale pragmatisch. Ein medienübergreifendes Modell zur Unterscheidung von Fiktion(en) und Realität(en)“. *Poetica* 32. S. 267–299, hier S. 276.

¹⁹ So heißt es etwa bei Lutz Danneberg: „Wenn in einer fiktionalen Darstellung der Ausdruck München auftritt, dann muß man möglicherweise viel über München in der als real ausgezeichneten Welt wissen, um den fiktionalen Text zu ›verstehen‹; er spricht deshalb aber noch nicht über München.“ Danneberg, Lutz (2006): „Weder Tränen noch Logik: Über die Zugänglichkeit fiktionaler Welten“. *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Einladung zu disziplinexternen Perspektiven auf Literatur*. Hgg. Uta Klein/Katja Mellmann/Steffanie Metzger. Paderborn: Mentis. S. 35–83, hier S. 56. Im Gegensatz dazu machen Lamarque und Olsen die Notwendigkeit von Wissen über die reale Entität zur Bedingung von „aboutness“, die sie vom gemäß ihren Bestimmungen weniger anspruchsvollen Begriff der „reference“ unterscheiden: „[A] work F is about *a* only if a reader must invoke, or bring to

Zweitens kann der Wirklichkeitsbezug eines fiktionalen Textes darauf beruhen, dass in ihm wahre Sätze, insbesondere Aussagen (im Gegensatz etwa zu Fragen oder Ausrufesätzen), *über* die als real ausgezeichnete Welt vorkommen. Solcher Art scheint etwa der Wirklichkeitsbezug essayistischer Romane oder bestimmter Fabeln und Thesenromane, die ihre Lehre bzw. These im Text explizit formulieren. Die fraglichen *fiktionsinternen* Aussagen zeichnen sich allgemein dadurch aus, dass sie *keine* leeren singulären Termini bzw. nicht-bezeichnende Ausdrücke (z. B. „Hans Castorp“, „der Vetter von Hans Castorp“ etc.) enthalten. Während die Wahrheitswertfähigkeit von fiktionsinternen Aussagen mit nicht-bezeichnenden Ausdrücken zu Recht umstritten ist,²⁰ scheint es sehr plausibel, dass fiktionsinterne Aussagen ohne nicht-bezeichnende Ausdrücke, *bezieht man sie auf die als real ausgezeichnete Welt*, wahr oder falsch sein können.²¹ Daher scheint es möglicherweise verlockend, Folgendes zu behaupten: Alle fiktionsinternen Aussagen ohne nicht-bezeichnende Ausdrücke, die, auf die als real ausgezeichnete Welt bezogen, wahr sind, beziehen sich auch auf die als real ausgezeichnete Welt. Diese Position ist jedoch hochproblematisch, da sie eine komplexe interpretatorische Frage, rein semantisch zu entscheiden sucht. Einmal angenommen die Aussage „Es scheint, daß der brave, praktische Wirklichkeitsmensch die Wirklichkeit nirgends restlos liebt und ernst nimmt“²², die sich im „Mann ohne Eigenschaften“ findet, sei in Bezug auf die heutige als real ausgezeichnete Welt wahr, so folgt allein daraus keineswegs, dass sie sich auch auf diese Welt bezieht und nicht etwa auf die fiktionale Welt des „Mann ohne Eigenschaften“, die Welt zur Entstehungszeit des Romans oder Österreich-Ungarn im Jahr 1913.²³ Damit soll keineswegs behauptet werden,

mind, a for an adequate understanding of *F* [...]“ Lamarque, Peter/Olsen, Stein Haugom (1994): *Truth, Fiction, and Literature: A Philosophical Perspective*. Oxford: Oxford University Press, S. 108-116, hier S. 124) Nur bedingt aufschlussreich in Bezug auf die hier angesprochenen Fragen ist die Untersuchung von Peter Blume, die mit den Mitteln der kognitiven Semantik eher erklären möchte, wie „nicht-fiktionale Konzepte“ als „mentale Entitäten“ bei der Lektüre aktiviert werden, als das interpretationstheoretische Problem der Referenz zu bearbeiten. Vgl. Blume, Peter (2004): *Fiktion und Weltwissen: Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzäblliteratur*. Berlin: Erich Schmidt, S. 78-91, S. 99-106, bes. S. 80 und S. 82.

²⁰ Jüngst dazu Jan C. Werner (2014): „Fiktion, Wahrheit, Referenz“. *Fiktionalität: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin u.a.: de Gruyter. S. 125-158, hier S. 131 f. und S. 140-146.

²¹ Häufig wird von der Prämisse, dass mit fiktionsinternen Aussagen nichts behauptet wird, zu Unrecht auf die Nicht-Wahrheitswertfähigkeit dieser Aussagen geschlossen. Kritik an diesem Argument etwa bei Lamarque/Olsen (1994). S. 58.

²² Robert Musil (2009): „Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch“. *Klagenfurter Ausgabe. Kommentierte digitale Edition sämtlicher Werke, Briefe und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften*. Hgg. Walter Fanta/Klaus Amann/Karl Corino. Klagenfurt: Robert Musil-Institut der Universität Klagenfurt, LESETEXTE/ Band 1, S. 217.

²³ Vor einem anderen Theoriehintergrund argumentiert auch Walton, dass viele Fälle vermeintlich nicht-fiktionaler Rede in fiktionalen Werken nicht so eindeutig seien, wie häufig angenommen. Vgl. Walton, Kendall L. (1990): *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts*. Cambridge, Mass. u.a.: Cambridge University Press, S. 90 f.

dass wahre fiktionsinterne Aussagen für den Wirklichkeitsbezug keine Rolle spielen, vielmehr lässt sich vermuten, dass es eine mit dem *Principle of Charity* verbundene Default-Annahme bei der Interpretation von fiktionalen Texten gibt, die dafür verantwortlich ist, dass in ihnen enthaltene wahre Aussagen, wesentlich häufiger auf die als real ausgezeichnete Welt bezogen werden als offensichtlich falsche. Die entscheidende Frage ist also weniger, ob fiktionsinterne Aussagen ohne nicht-bezeichnende Ausdrücke wahr sein können, sondern ob sie als Aussagen innerhalb der Fiktion Aussagen *über* die als real ausgezeichnete Welt sind. Dies aber ist genauso wie die Frage, ob sich der Ausdruck „Paris“ in einem konkreten fiktionalen Text auf das reale Paris bezieht, eine Frage der Interpretation.

Es sollte deutlich geworden sein, dass bereits hinter den beiden basalen Modi des Wirklichkeitsbezugs von Fiktion, der Referenz singulärer Termini und der Quasi-Referenz wahrer fiktionsinterner Aussagen, komplexe interpretatorische Fragen stehen. Natürlich erschöpfen diese beiden Modi keineswegs alle Möglichkeiten des Wirklichkeitsbezugs fiktionaler Texte, die so komplexe Formen annehmen können, wie die Interpretation dieser Texte. Anhand dieser beiden basalen Modi kann jedoch gezeigt werden, dass systematisch ausgerichtete Fiktionalitätstheorien dazu tendieren, den Wirklichkeitsbezug von Fiktion als Sonderfall oder als theoretisch nachgeordnetes Problem zu behandeln. Diese weitreichende These kann im Folgenden nur selektiv, für paradigmatische Fiktionalitätstheoretische Ansätze, belegt werden. Um die Auswahl nicht willkürlich erscheinen zu lassen, sind die näher darzustellenden Ansätze so gewählt, dass sie Fiktionalität auf verschiedenen Bezugsebenen bestimmen: durch das (a) Text-Welt-Verhältnis bzw. durch Fiktivität, (b) durch Textproduktion oder (c) Textrezeption.²⁴ Nicht berücksichtigt werden Ansätze, die Fiktionalität durch bestimmte sprachliche Kennzeichen textimmanent bestimmen wollen, da diese seit den Kontroversen um Käte Hamburgers „Logik der Dichtung“ kaum mehr vertreten werden.²⁵

(a) Dass der Wirklichkeitsbezug von Fiktion für Ansätze, die fiktionale Texte durch ontologische bzw. semantische Kriterien nur als Devianz zu beschreiben ist, leuchtet unmittelbar ein. Wenn sich fiktionale Texte dadurch auszeichnen sollen, dass sie (unter anderem)

- auf fiktive bzw. nicht-existente Objekte wie Hans Castorp bzw. fiktive Sachverhalte wie den, dass Hans Castorp Patient in einem Sanatorium ist, Bezug nehmen (ontologisches Kriterium) oder
- nicht-bezeichnende Ausdrücke bzw. Aussagen enthalten, deren Existenzpräsuppositionen nicht erfüllt sind und die daher traditionell als weder wahr

²⁴ Zu dieser leicht abgewandelten Kategorisierung aus Zipfel (2001) vgl. Jan Gertken/Tilmann Köppe (2009): „Fiktionalität“. *Grenzen der Literatur: Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hgg. Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Simone Winko. Berlin: de Gruyter. S. 228–266.

²⁵ Vgl. jedoch die jüngst erschienene, spannende computerphilologische Arbeit von: Andrew Piper (2016): „Fictionality“. *Journal of Cultural Analytics*, auf: <http://culturalanalytics.org/2016/12/fictionality/#> (Stand: 27.02.2017).

noch falsch (Frege) oder schlichtweg falsch (Russell) eingestuft wurden (semantisches Kriterium),²⁶

dann stellen sich die beiden erläuterten basalen Modi des Wirklichkeitsbezugs als Sonderfall dar. Wirklichkeitsbezogen sind dann genau die Elemente, die *nicht* für den Status des Textes als fiktionaler verantwortlich sind: die bezeichnenden bzw. auf reale Objekte referierenden singulären Termini (Modus 1) und die wahren, fiktionsinternen Aussagen über die als real ausgezeichnete Welt (Modus 2).

(b) Produktionsorientierte Ansätze rücken den Autor eines fiktionalen Textes und seine Absichten in den Mittelpunkt. Da sich solche Absichten präsumtiv für einzelne Textteile unterscheiden können, beziehen sich solche Ansätze primär auf fiktionale Äußerungen (*fictional utterances*) und nur sekundär auf fiktionale Texte als Ganze. Fiktionale Äußerungen werden dabei von gewöhnlichen Sprechakten, insbesondere aber von assertiven Sprechakten bzw. Behauptungen abgegrenzt. Nach Searle, der als paradigmatischer Vertreter eines solchen Ansatzes gelten kann, geben Autoren fiktionaler Werke lediglich vor, Sprechakte zu vollziehen, ohne jedoch eine Täuschungsabsicht zu verfolgen. Besonders häufig nehmen diese „nondeceptive pseudoperformance[s]“²⁷ die Form von assertiven Sprechakten an: Autoren geben vor, eine Reihe von Behauptungen zu vollziehen, um eine Geschichte zu erzählen, behaupten jedoch nichts.²⁸ Dies schließt die beiden basalen Modi des Wirklichkeitsbezugs der Grundidee nach aus: Da die Standardregeln für Behauptungen, u.a. „the maker of an assertion commits himself to the truth of the expressed proposition“, außer Kraft gesetzt sind, können Aussagen fiktionaler Rede, unabhängig davon ob sie wahr sind oder nicht, keine Aussagen *über* die real ausgezeichnete Welt sein (Modus 2). Singuläre Termini können sich nicht auf reale Entitäten beziehen (Modus 1), da die Autoren fiktionaler Rede lediglich vorgeben zu referieren und so fiktive Entitäten erschaffen.²⁹

Searle selbst schränkt diese Aussagen jedoch in zweierlei Hinsicht ein: Dem Problem, dass in fiktionalen Werken, Aussagen vorkommen, die etwas zu behaupten scheinen, begegnet er durch die Unterscheidung von „fictional discourse“ und „works of fiction“ sowie der damit verbundenen kompositionalistischen

²⁶ Beide Aspekte, der ontologische und der semantische, spielen in der jüngeren Theoriedebatte eine prominente Rolle in: Lubomír Doležel (1998): *Heterocosmica: Fiction and Possible Worlds*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, vgl. Insbes. S. 2 und S. 16–28.

²⁷ John Searle (1975): „The Logical Status of Fictional Discourse“. *New Literary History* 6, Heft 2. S. 319–332, hier S. 325.

²⁸ Vgl. ebd., S. 331 f. In diesem Punkt kommt Searle mit der Theorie Gottfried Gabriels überein, der fiktionale Rede als „diejenige nicht-behauptende Rede, die keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit oder auf Erfülltheit erhebt.“ Gottfried Gabriel (1975): *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*. Stuttgart – Bad-Cannstatt: frommann-holzboog, S. 28.

²⁹ Vgl. Searle (1975). S. 329 f.

Annahme, fiktionale Werke würden nicht nur aus „fictional discourse“ bestehen.³⁰ Dementsprechend könnten fiktionale Werke sowohl fiktionale Äußerungen als auch genuine Behauptungen des Autors enthalten.³¹ Zudem räumt Searle mit Blick auf „nonfictional elements“ ein, dass nicht alle Referenzen in fiktionalen Werken auf dem Vorgeben von Referenzakten beruhen, und verweist auch auf genrespezifische Konventionen: In part, certain fictional genres are defined by the nonfictional commitments involved in the work of fiction.³² Erst durch diese zwei Einschränkungen, also *theoretisch nachgeordnet*, kann er die beiden basalen Modi des Wirklichkeitsbezugs berücksichtigen.

(c) Als paradigmatischer Vertreter eines rezeptionsorientierten Ansatzes kann Kendall Walton gelten, der in seinem medienübergreifenden Ansatz Fiktionen, darunter auch fiktionale Texte, als Hilfsmittel in einem Make-Believe-Spiel begreift: Wie etwa Kinder in solchen Spielen bestimmte Dinge in ihrer Umgebung nach bestimmten Regeln als ‚Requisiten‘ (*props*) nutzen, um sich bestimmte Sachverhalte vorzustellen, so nutze ein Leser einen Text, *wenn* er ihn als fiktionalen Text rezipiert, um sich gemäß sogenannter „Prinzipien der Generierung“ eine fiktive Welt vorzustellen. Der fiktionale Text hat also (relativ zu einer Rezeptionsgemeinschaft) die Funktion, als Hilfsmittel in einem Make-Believe-Spiel zu dienen und bestimmte Vorstellungen vorzuschreiben (*prescribe imaginings*).

Auf den ersten Blick sieht es nun so aus, als sei ein rezeptionsorientierter Ansatz gegenüber den beiden basalen Modi des Wirklichkeitsbezugs neutral. Nicht umsonst argumentiert Walton erstens, dass der Realitätsstatus des Vorgestellten für die Fiktionalität des Werks keine Rolle spielen würde, es würde die Vorstellungen unter Umständen für den Rezipienten nur noch lebhafter machen, wenn er weiß, dass die Dinge, die er sich vorstellt, existieren (Modus 1).³³ Zweitens verwendet er einigen Aufwand darauf, zu plausibilisieren, dass die für seine Theorie definitorisch entscheidende *Funktion*, Vorstellungen vorzuschreiben,³⁴ mit anderen Funktionen vereinbar ist, die ein- und dieselbe Fiktion gleichzeitig erfüllen kann. So kritisiert er den sogenannten *no-assertion-view*, der annimmt, dass die

³⁰ Vgl. ebd., S. 332.

³¹ Zu Kritik an dieser Konzeption und einer alternativen Option vgl. Lamarque/Olsen (1994), S. 67, die die „information-imparting purposes“ des Autors in solchen Fällen lediglich als „supplementary“ ansehen und es vorziehen von „factual content“ statt von „asserted content“ zu sprechen.“ In eine ganz ähnliche Richtung geht der Vorschlag in Gerten/Köppe (2009), S. 256, Anm. 80, die von „(sekundäre[n]) Wünschen/Absichten des Autors“ sprechen, die zu „der (primären) Absicht, einen fiktionalen Text zu produzieren, hinzutreten können [...]“.

³² Searle (1975). S. 330 f.

³³ Vgl. Walton (1990). S. 93.

³⁴ Vgl.: „A work (or a passage of a work) with the job of prescribing imaginings is definitely fiction in our sense, no matter what other purposes it may have and no matter how insignificant this one may be.“ (ibd., S. 92 f.)

Sätze, die in einem fiktionalen Werk vorkommen, keine Behauptungen des Autors zum Ausdruck bringen, unter Verweis auf historische Romane und argumentiert für eine *Doppelfunktion* fiktionaler Aussagen:

Tolstoy does not stop work on his fiction when he writes that Napoleon invaded Russia, even if in writing this he was claiming that Napoleon actually did invade Russia. [...] It was *by means of* making it fictional (in my terms) that Napoleon invaded Russia that Tolstoy *asserted* that this event actually did occur.³⁵ (Herv. d. Verf.)

Die Formulierung „making it fictional“ bezieht sich dabei in Waltons Theorie auf die vorgeschriebenen Vorstellungen: „Aussagen, deren Vorstellungen vorgeschrieben sind, sind fiktional, und der Umstand, dass eine gegebene Aussage fiktional ist, stellt eine fiktionale Wahrheit dar.“³⁶ Das bedeutet, die fragliche Aussage Tolstois hat nach Walton einerseits die Funktion, ihren propositionalen Gehalt als Vorstellung vorzuschreiben (diese Funktion macht die Aussage zu einer fiktionalen) und andererseits die Funktion, eine Behauptung Tolstois mit demselben propositionalen Gehalt zum Ausdruck zu bringen, also den Leser von diesem zu überzeugen. Auf diese Weise integriert Walton, der seine Argumentation sogar noch dahingehend zuspitzt, dass es ein „genre of historical novel“ geben *könnte*, „in which authors are allowed no liberties with the facts and in which they are understood to be asserting as fact whatever they write“³⁷, auch die Quasi-Referenz³⁸ wahrer fiktionstinterner Aussagen auf reale Sachverhalte (Modus 2) in seine Theorie.

Allerdings kann man sich fragen, ob diese nicht unproblematische Argumentation Waltons, die hier nicht im Detail geprüft werden kann,³⁹ den Wirklichkeitsbezug der Fiktion nicht nur um den Preis der Unterbestimmtheit seines Imaginationsbegriffs integrieren kann. Versteht man „vorstellen“ im ganz allgemeinen Sinne von „an etwas denken, das im Moment des Vorstellens nicht wahrgenommen werden kann“, so ist die Doppelfunktionstheorie durchaus plausibel: Man kann eine Aussage als Behauptung auffassen und sich gleichzeitig ih-

³⁵ Ebd., S. 79.

³⁶ So prägnant Bareis, Alexander (2008): *Fiktionales Erzählen. Zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe*. Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis, S. 19.

³⁷ Walton (1990). S. 79.

³⁸ Die Beziehung zwischen Sätzen und Sachverhalten wird gemeinhin nur im erweiterten Wortsinne als „Referenz“ bezeichnet. Während Theorien im Geiste Freges Sätze als komplexe *Eigennamen* begreifen und als ihre Referenz (bzw. „Bedeutung“) ihren Wahrheitswert bestimmen, begreifen andere Ansätze Sätze analog zu *Prädikaten*, deren Referenz im Sinne von Extension, die sie erfüllenden Gegenstände respektive Sachverhalte sind.

³⁹ Je nachdem welche Hintergrundannahmen über Funktionen, Behauptungen und Vorstellungen man trifft, kann man Zweifel daran haben, ob diese Beschreibung *logisch konsistent* oder der beschriebene Fall *psychologisch möglich* ist. Für ähnliche Zweifel vgl. Lamarque/Olsen (1994), S. 68. u. in einem anderen Kontext: Frank Zipfel (2009): „Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität“. *Grenzen der Literatur: Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hgg. Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Simone Winko. Berlin: de Gruyter. S. 285–314, hier S. 306.